

Abschrift eines Tagebuches von Fridolin Hofer*1861+1940 (8.67.11)

Vorbemerkung:

Lehrer Robert Duss von Entlebuch schreibt mit Datum vom 13.10.1972 an Gottfried Hofer *1937 (11.13.3), er lasse ihm durch seinen Freund Bernhard Krell eine Abschrift des Tagebuches von Fridolin Hofer zukommen. Er habe keine Befugnis, das Tagebuch zu veröffentlichen. Deshalb wolle er ihm dieses nur zur privaten Lektüre zustellen.

Der Originalbrief von Lehrer Duss geht als Kopie ins Hofer Archiv, ebenso die Kopie der Abschrift des Originaltagebuches von Fridolin Hofer. Es sind aber nur Einträge von 1915 bis 1916 enthalten.

Die vorliegende Abschrift ist zwecks Lesbarkeit neu abgeschrieben.

««Als ich vor drei Jahren mich dem Tode nahe glaubte, vernichtete ich meine während mehrjähriger erzieherischer Wirksamkeit in Italien geführten Notizhefte, die, anfänglich für den Druck bestimmt, ungesichtet nicht durften veröffentlicht werden. Nun will ich, durch Friedrich Hebbels Tagebücher angeregt, von neuem versuchen, Beobachtungen, Einfälle, Träume und Erinnerungen, soweit meine schwachen Augen und die wenigen Momente seelischer Ruhe in diesem unseligen Weltkrieg es erlauben, mit der Feder zu skizzieren.

Juli 1915

Mit dem lieben Gott sollst Du nicht spielen. Du würdest immer verloren Spiel haben, weil er ungesehen deine Karten durchschaut.

Es gibt Menschen, die sich selbst erniedrigen, um erhöht zu werden.

Natur und Volkslied haben das Gemeinsame, dass die Namen ihrer Autoren oft der Vergessenheit anheimfallen.

(Von Hofer durchstrichen:) Die Musik ist die keuscheste aller Künste. Denn nach einem Ausspruch Jean Pauls vermag sie ohne Text nichts Unmoralisches darzustellen.

Wie geläufig uns der Ausdruck «**Mann Gottes**» auch sei, so erinnere ich mich nicht, dass einer je von einer **Frau Gottes** gesprochen hätte.

Napoleon: Feldherr, der Weltherr werden sollte.

Als ich heute im Wald, neben mir Hebbels Tagebuch, eingeschlafen war, träumte mir, die Tanne zu Häupten neige den Wipfel tief zu Boden, um in dem Buch zu lesen. Wie ich erwachend die Augen aufschlug schien der Wald noch eins so ernst zu rauschen.

Niemand nimmt ein Ärgernis daran, wenn Frauen in einer katholischen Kirche die Hüte aufhaben. Würde sich dies einer vom Mannsvolk erlauben, so wäre er Zeit seines Lebens als Gottloser gezeichnet.

Ich kannte eine Italienerin, die beim Eintritt in die Kirche sich verbeugend «Buon giorno, Signor Gesu» (Guten Tag, Herr Jesus) zu sagen pflegte.

Der joviale Bauer Melk, mit dem ich dieser Tage über Feld ging, sagte, er habe auf seinem Acker schon Erdäpfel wie Holzschuhe bekommen. Zufällig sah ich bei diesen Worten auf die Schuhe des vierschrötigen, starkknochigen Mannes. Sie erschienen mir wie kleine Schifflein. Darnach mag man die Grösse seiner Bodenfrucht bemessen.

Einer, der sich seiner Krankheit freut, weil sie ihn der Pflichten enthebt.

Heute genoss ich das Schauspiel eines vom Westwind geschaukelten Kornfeldes. Sooft der Wind die Ähren zu Boden beugte, lief es wie ein gespenstischer Glanz darüber her, indes die Halme eine wunderbare, meerblaue Färbung bekamen. Ich tat einige Schritte in das Kornfeld und hätte inmitten des Wogens und Wirbelns laut aufjubeln mögen vor Freude, wobei ich das Gefühl hatte, als würde ich selber mit den Halmen hin- und hergeschaukelt.

Hungernder Dichter, der sein Hündlein überfüttert. Schöner Zug! Jedoch die Welt sagt, es wäre vernünftiger, das Tier wegzuschaffen.

Ich habe in meinem Leben die Beobachtung gemacht, dass Vergehen sehr oft aus purer Unwissenheit begangen, aber deswegen von der Justiz, sei es in Milde, sei es in Härte, gleichwohl geahndet werden. Eine Tatsache so grauenvoll, dass man auf den Gedanken verfallen könnte, jedem Erdenbürger ein Strafgesetzbuch in die Wiege zu legen.

Ein Eseltreiber, der mir jüngst mit seinem Fuhrwerklein begegnete, fragte mich, wen ich für gescheiter halte, ihn oder den Esel? Ich erwiderte: «Die Frage ist so verfänglich, dass ich mir nicht getraue, sie zu beantworten. Denn sage ich: Du bist es, so beleidige ich den Esel, und geb' ich dem Esel Vorrang, so bist Du mir gram. Macht die Sache also unter Euch aus und lasst mich im Frieden ziehen!»

Das nenne ich Frommsein, wenn einer erwachend Gott um Verzeihung bittet, weil er einen wüsten Traum hatte.

Wespen, die stehend mit dem Wind kämpfen, der ihnen ihr Nest zerstört.

Pfarrer Ignaz Röthelin, der in meiner Heimat segensreich wirkte, war nicht bloss ein grosser Freund der Kinder, sondern auch alles dessen, was da kriecht und fliegt. Im Speicher neben dem Pfarrhof flatterte es zur Freude von uns Kindern nur so von Vögeln aller Art. Als ich in späteren Jahren eines Abends bei dem geistreichen Plauderer zu Gaste war, meinte er leise lächelnd, nun möchte er mir doch seine neuen Pensionäre vorstellen, immerhin vorausgesetzt, dass mir ihre Bekanntschaft nicht unangenehm wäre. Damit erhob er sich von seinem Lehnstuhl, nahm eine Zuckertüte, trat ans Fenster und fing wie ein Lockvogel zu pfeifen an. Mich wunderte, was wohl dem Rufe folgen würde. Nicht lange, so brummt und schnurrt es heran, erst das greise Haupt des Pfarrers wie zum Gruss umschwärmend und schon begierig auf das Fenstersims sich stürzend. Es war ein Trüpplein Hornisse, das sich auf das gewohnte Signal hin bei Hochwürden zur Abendmahlzeit einfand und den pulverisierten Zucker mit sichtlichem Appetit zusprach. Wodurch dann die Maxime meines Freundes, dass man im Reich der Menschen und der Tiere mit Milde mehr ausrichte als mit barschem, herrischem Wesen, eine neue Bestätigung finden sollte.

Gestern (18. Juli) waren meine lieben Schwestern bei uns auf Besuch. Dabei fiel mir im Stillen wieder, wie schon früher, auf, wie sie Geschehnisse aus dem Leben unserer seligen Eltern und Geschwister mit einer Heiterkeit erzählten, als ob es sich um Lebende und nicht um Verstorbene handelte. Ich kann ihrer nie ohne Wehmut gedenken und getraue mir aus diesem Grunde nicht einmal, ihre Bilder in meiner Wohnung vor Augen zu haben, wiewohl mein Vater mit der hohen Stirne und den grossen leuchtenden Augen einen Charakterkopf hatte, an dem ein Maler oder Bildhauer die helle Freude

empfunden hätte und meine Mutter nach dem Zeugnis des Pfarrers Ignaz Röthelin in der Jugend eine grosse Schönheit und bis in ihr hohes Alter eine edle Erscheinung war.

Als ich vor zwei Jahren eine Reise durch Süddeutschland machte, habe ich allmorgendlich zu meiner verewigten Mutter, als zu einem Schutzgeist, gebetet.

Sich vor Erblindung fürchten, weil man in diesem Falle riskieren müsste, die Fliege in der Suppe zu essen.

Das wäre der Gipfel der Beredsamkeit, wenn sie einen Hungernden überzeugen könnte, dass er satt sei.

(Vermerk Hofers: Gehört nicht an die Öffentlichkeit):

Aus den Knabenjahren – Sommermorgen.

Ich im Vorgefühl der Herrlichkeit, die es in der Stadt zu sehen gibt, singend und jauchzend auf dem Weg nach Luzern. Oberhalb Seeburg begegnet mir seinem Aussehen nach ein Arbeiter, der es sehr eilig hat. «He, Kleiner» grüsst er freundlich, «könntest Du mir wohl sagen, wo der Uhrmacher Hofer wohnt?» - «Ja freilich! Ganz nahe der Kapelle. Nur immer gradaus! Vielleicht kann ich Ihnen den Gang dorthin ersparen: ich bin sein Sohn!» - «Leider nicht möglich! Mein Meister schickt mich zu deinem Vater. Der soll die Uhr, die er gestern von uns bezogen, entweder zurückgeben oder bar bezahlen. Ade!» - Glühend vor Scham und leise vor mich hin weinend, geh' ich meines Weges. Die Sonne hat allen Glanz verloren.

Unwahre Charakterzeichnung im Roman beruht vielleicht bloss auf einem Mangel an Anschauung und macht doch denselben peinlichen Eindruck wie verlogenes Wesen im gesellschaftlichen Verkehr. Merkwürdig!

Wenn man von ihrer politischen Tendenz absieht, so gipfelt die gesamte Lyrik des Jungen Deutschland in dem Geständnis: «Madame, ich liebe Sie!»

Als Knabe konnte ich oft lange Wegstrecken, den Blick zu Boden geheftet, marschieren, ohne dass es mir je geglückt wäre, auch nur eine abgeschliffene Kupfermünze zu finden. Jetzt, da meine geschwächten Augen längst nicht mehr zum Suchen taugen, sehe ich auf dem Pflaster einer der belebtesten Gassen der Stadt etwas flimmern und flitzen. Ich beuge mich darnach und heb' es auf: ein echtes, funkelnagelneues Frankenstück. Seitdem komme ich mir vor wie ein blindes Huhn, das eine Perle gefunden.

Über den Tod einer Fliege vergiesst man keine Tränen.

Eine mir bekannte Frau in M., die ihr schreiendes Knäblein in der Wiege «Du dummer Löffel, Du!» ausschalt.

Die Ähren fangen schon leise zu gilben an. Die schwellenden Körner sprengen beinahe die Hülsen, an denen noch vor kurzem die feinen Blütenwimpel zitterten. Gebeugte Ähren schon hier und dort, die nicht mehr von jedem Lufthauch sich schaukeln lassen, sondern gravitatisch im Winde schwanken, wie ja auch die Gesegneten unter den Frauen, im Gegensatz zu dem leichten, elastischen Gang der Mädchen, ernst und gemessen dahinwandeln. Schmetterlinge huschen wie weisse Geistlein über das Ährenmeer, um dann und wann zwischen Halmen untertauchend von den blauen Kornblumen den Honig zu nippen, während mich in der glühenden Sonne der Atem der Körner wie Duft frischgebackenen Brotes umschwebt.

Eile mit Weile! Denn es könnte der Fall sein, dass das Glück dich nicht einzuholen vermöchte, wenn du zu sehr eilst.

So war es jederzeit in jeder Innung: Verdienst ersetzt man leidlich durch Gesinnung.

August 1915

Ein Jahr Weltkrieg. Was alles liegt in diesem Wort beschlossen! Welcher Hass, welche Schrecken und Ängste, welche Seelen- und Länderverwüstung! Aber auch heilige Opfer, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes in einer aus Tiefen quellenden selbstlosen Hingabe!

(von Hofer gestrichen:) Man möchte im Hinblick auf die übermenschlichen Bestimmungen des deutschen und österreichischen Heeres und Volkes unser Zeitalter geradezu **heroisch** nennen.

Wenn du andere von der Göttlichkeit des Christentums mit Worten vergeblich zu überzeugen suchst, so möge von seiner Hoheit und Heiligkeit dein Wandel Zeugnis geben.

Stoff zu einem humoristischen Bild: ein dickwanstiger Tambour, der, einem Landsturmtrüpplein voranschreitend, in Ermangelung einer Trommel auf seinen Bauch schlägelt.

Im Leben eines jeden gibt es einen Höhepunkt, ein überragendes Ereignis, und wäre es nur eine gute Mahlzeit oder eine trefflich applizierte Ohrfeige.

In meiner Jugend hörte ich vom sogenannten **Hofer Jösti Wisel**, einem meines Geschlechtes, der den Napoleonischen Feldzug nach Russland mitgemacht, gar manches erzählen. Er war ein sehr rauhaariger Geselle, und es lag kein Grund vor, seiner Versicherung, dass er bei Plünderungen nicht der letzte gewesen wäre, weniger zu glauben als der Behauptung, er habe sich auf der Flucht vor den Russen einst nur dadurch retten können, dass er sich drei Tage und Nächte lang in einer Kloake verborgen hielt. – Zur Zeit der Mediation brauchte sich einer bei nächtlichen Gelagen nicht besonders hervorzutun, um von den Werbern arretiert und unter die 16'000 Schweizer, den Tribut der Eidgenossenschaft an den allmächtigen Korsen, gesteckt zu werden. Als sich unser Jösti Wisel, der mit seiner überragenden, hageren Gestalt zum Grenadier wie geschaffen schien, nicht mehr sicher fühlte, stellte er sich in Luzern den Werbern freiwillig. Kaum aber hatte er das Handgeld in der Tasche, so machte er sich damit aus dem Staub und wiederholte das Schelmenstücklein in anderen Kantonen so oft, bis er es für geraten fand, bei Nacht und Nebel sein heimatliches Meggen aufzusuchen, wo er sich in einem alten Tätschhaus neben der Habsburg am See verborgen hielt. Dass der Vogel nur schwer zu fangen war, mag man aus folgendem Bravourstücklein kurz vor seiner Verhaftung ermessen:

Eines Tages sieht er einen Polizisten auf besagtes Häuschen zuschreiten. Er ahnt nichts Gutes und flüchtet sich auf den Dachboden. Nur zu bald hat er die Gewissheit, dass er verraten ist, denn der Mann des Gesetzes stapft polternd von Gelass zu Gelass. Schon knackt die Kammerstiege unter seinen Tritten. Wisel, nun bist Du ein verlorener Mann. Gefangen, gefangen! Nein, noch steht ein ganz schmales Türchen der Hoffnung offen. Wie ein Marder schlüpft er durch die Dachluke, stürzt sich vom Dachrand auf den Rasen, wo er sich im Handumdrehen der Kleider bis aufs Hemd entledigt, springt über das Pörtlein zum See herunter und gleitet schon vor den Augen des ohnmächtigen Polizisten, wie ein weisses Seeungeheuer, mit langen Armen und Beinen rudern durch die Wogen, um dann am Bürgen bei Kehrsiten glücklich das Land zu gewinnen. – Eine Prachtsleistung! Hatte er doch einen «Seeweg» von über sechs Kilometer schwimmend zurückgelegt. Aus solchem Holz war der Jösti Wisel geschnitzt. Volle fünfzig Jahre nach dem Napoleonischen Feldzug hat ihn der Tod, dem er in Russlands Steppen so oft ins Auge geschaut, zur grossen Armee abberufen. Terum tum tum!

Als man ihn von dem Wägelchen hob, das den Mittellosen ins Armenasyl überführen sollte, war er eine Leiche.

Es wäre für manchen Karrengaul gerade kein Unglück, wenn Adam und Eva das Zeitliche kinderlos gesegnet hätten.

Mit Gedichten verhält es sich ähnlich wie mit den Frauen. Einem gefällt die, dem andern jene und einem dritten gar keine.

In der Sekundarschule bekamen wir einst über die Ferien einen Aufsatz nach freier Wahl auf. Ich wählte ein Thema, das ich aus eigener Anschauung kannte: die Armut. Noch heute entsinne ich mich der seelischen Ergriffenheit jener Stunde und des Ringens, dem überquellenden Gefühl sprachlichen Ausdruck zu geben. Als mir Sekundarlehrer Fischer den korrigierten Aufsatz zurückgab, bemerkte er kurz und keck: «Friedel, **die** Arbeit ist nicht von Dir!» - «Doch, doch Herr Lehrer!» - «Ach, mach' mir nur keine Flausen!» - Das war der erste und letzte, wenn auch umstrittene Erfolg in meinem Leben. Ich erwähne dieses Vorfalles nur, weil er die Bedeutung des Erlebnisses, der eigenen Anschauung, ins helle Licht rückt und weil er mir zugleich ein Gegenstück in Erinnerung ruft, dessen ich nie ohne heimliches Schaudern gedenke. Als blutjungem Lehrer lag mir wie meinen Kollegen ob, bei den periodischen Zusammenkünften der Lehrerschaft ein praktisches Thema über Erziehung und Unterricht zu behandeln. Aber wie sich der Aufgabe entledigen, da wir neugebackenen Jugendbildner auf diesem Gebiete auch nicht die mindeste Erfahrung besaßen? Da war die Verlegenheit gross, und man zog sich, um nicht ganz und gar in Verruf zu kommen, nur dadurch aus der Klemme, dass man dem Auditorium Kopien aus pädagogischen Schriften mit und ohne Anführungszeichen zum Besten gab, wobei dann immer am vorzüglichsten abzuschneiden pflegte, wer am ungeniertesten zu Werke gegangen war. Das hielt gewiss keinen von uns jüngeren Pestalozzis ab, Schüler, die ihren Nachbarn zu tief in die Hefte geguckt, gebührend zu bestrafen. O du abgrundtiefe Inkonsequenz der Welt!

Juli 1916

Im 12. Jahr wurde ich für einige Monate Fabrikler. Unweit meines Vaterhauses war eine mechanische Werkstätte. Dort hatte ich anfänglich Türbeschläge mit Teer anzustreichen. Mir gefiel die Arbeit gar nicht übel, und wenn ich heute irgendwo einen Teerkübel brodeln sehe, so bleibe ich wohl ein Weilchen stehen und atme den scharfen Geruch mit einem gewissen Wohlbehagen und Stolz ein, dass ich anno dazumal auch bei der Zunft war. Es währte nicht lange, so stieg ich im mechanischen Betrieb eine Stufe höher. Ich musste Fensterriegel, die die Form eben verlassen, glatt feilen. Die Arbeit am Schraubstock war ganz nach meinem Wunsch. Nun werkte ich mit den Schlossern an der nämlichen Bank, und da ich Akkord-Arbeit hatte, liess ich die Feile laufen, dass die Eisenspäne nur so stoben. Ab und zu kam der inspizierende Fabrikdirektor, dem meine Arbeit gar wohl zu gefallen schien. Ich war guter Dinge und berechnete bereits meinen mutmasslichen Monatslohn, der sich auf gut 60 Franken belaufen würde. Allein die Miene des Herrn Direktors wurde ernster und ernster, je mehr sich der Zahltag näherte. Er tadelte bald dies, bald jenes, und schliesslich hielt er mir eine handvoll Riegel unter die Nase und sagte entrüstet, es wäre eine Sauarbeit. Das war so seine Gepflogenheit, der auf hohem Fuss lebte und den Akkord-Arbeitern gern etwas wegstibitzte. Statt der 60 Fr. erhielt ich denn auch bloss 40 Fr. ausbezahlt und bekam so schon in frühen Knabenjahren eine Idee von der Ungerechtigkeit der Welt. Der feine Herr Direktor hatte indessen wenig Glück. Er wurde später der Stelle enthoben und führte im Alter ein so kärgliches Dasein, dass er sich von ehemaligen Untergebenen gar nicht ungern einen Schnaps bezahlen liess.

Einer von unseren Landknechten erzählte von einem Äckerlein, das so mager war, dass von Halm zu Halm ein Hase sich hätte zu Tode springen können.

Mir träumte jüngst, ich hörte den grossen Apfelbaum vor unserem Hause singen. Wie ich näher herantrat, sah ich zu meiner Verwunderung, dass jedem Zweig ein kleiner Vogelkopf entsprossen war, der, vom Winde geschaukelt, die schönsten Weisen erschallen liess.

Kommentar des Chronisten Gottfried Hofer (11.19.3)

Die vorliegende Abschrift stammt von mir.

Seite 2 im untersten Absatz erwähnt Fridolin Hofer den **Besuch seiner Schwestern**. In Frage kommen wahrscheinlich seine Schwestern aus der zweiten Ehe seines Vaters, wobei das Sterbejahr von Symphorosa Barbara (8.67.9) *1859 °°1886 Eduard Josef Camenzind, nicht bekannt ist.

Die beiden anderen sind:

Barbara (8.67.10) *1860 +1922 °°1889 Caspar Sigrist *1856 +1933

Elisabetha Margaritha (8.67.14) *1864 +1951

Fridolins jüngste Schwestern Maria Anna (8.67.15) *1865 +1904 und Anna Maria (8.67.16) *1867 +1901 waren ja bereits verstorben.

Fridolin erwähnt auf Seite 2 auch seine **Eltern**:

Vater: Josef Franz (7.28.2) *1810 +1886 stammt ab der Bläuhalde&Hofstettli. Er war Uhrmacher. In erster Ehe verheiratet von 1841 bis 1849 mit Magdalena Camenzind *1816 +1849. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor. Das vierte war entweder eine Totgeburt oder sein Tod erfolgte kurz nach der Geburt, weshalb es keinen Namen erhielt (8.67.4). Die Mutter muss während der Geburt oder im Wochenbett verstorben sein.

Mutter: Barbara Schnyder *1829 +1913 wurde vom Vater in zweiter Ehe 1853 geheiratet. Sie hatten zwischen 1853 und 1869 nochmals 14 Kinder gemeinsam.

Wir können uns heute kaum vorstellen, wie es den Eltern möglich war, eine solche Kinderschar zu ernähren. Die Armut, welche Fridolin beschreibt, muss für die ganze Grossfamilie erdrückend gewesen sein. Aber auch der Schicksalsschlag mit dem unerwarteten Tod der ersten Frau muss für den Vater und die ersten drei Kinder schrecklich gewesen sein. Zudem ist der älteste Sohn Nikolaus (8.67.1) mit 9 Jahren und das dritte Kind Anna Maria (8.67.3) mit 8 Jahren gestorben. Auch das zweite Kind Josef (8.67.6) aus der zweiten Ehe verstarb offenbar kurz nach der Geburt oder schon im ersten Lebensjahr.

Seite 4 erzählt Fridolin die Geschichte von **Hofer Jösti Wisel**.

Wenn dieser Jösti Wisel oder auch nur Wisel genannt den Napoleonischen Feldzug nach Russland mitgemacht hat und erst 50 Jahre später verstorben ist, kann es sich nur handeln um Alois Hofer (7.35.1) *1787 +1865. Wahrscheinlich hat man diesen Alois «Jösti Wisel» genannt nach seinem Grossvater Jost (5.12.2) oder nach dem Bruder des Grossvaters Jost Alois (5.12.4), beide ab der Burgmatte.

GH Januar 2021